



Kostprobe

Eine kleine schwarze hölzerne Hand

von Gertrud Fussenegger

Die Siedlung unter dem alten Salzbergwerk liegt eng zusammengedrängt zwischen Fels und See. Fast alle Jahre geschieht es, dass ein Steinschlag in eine der schmalen Gassen niedergeht, und nicht selten löst sich sogar ein größerer Block und prallt polternd in ein Haus.

Ehe der Tunnel gebaut wurde, der die neue Straße heranzuführt, war der Ort oft schon im Frühwinter durch Lawenstriche von der Welt abgeschnitten. Dann wartete man mit Ungeduld darauf, dass der See so fest zufror, dass Post und Zeitungen und, wenn nötig, auch einmal ein Arzt über das Eis geholt werden konnten.

Monatelang, vom Spätherbst bis gegen Ostern, liegt der Marktflecken im Schatten der Berge. Nur die Schule am Eingang des Echerntals bekommt sogar noch im Dezember zu Mittag ein Streifchen Sonnenlicht; es ist eine Schule für Handwerkslehrlinge, für angehende Tischler, Drechsler und Holzschnitzer.

Vor fünf Jahrzehnten hatte der alte Bildhauer diese Schule besucht. Seine Eltern waren arme Leute gewesen, die das vorgeschriebene Schulgeld nicht aufbringen konnten. Doch weil sich in dem Heranwachsenden schon der künftige Meister gezeigt hatte, wurde ihm der Schulbesuch trotzdem ermöglicht. Dafür blieben seine Werkstücke in der Anstalt, in der Verwahrung des Direktors, und wurden bei Gelegenheit an andere Leute weitergegeben oder sogar verkauft. Bezahlung erhielt der Junge keine dafür. Nachdem er seine Lehrzeit abgeschlossen hatte, verließ er den Ort und das Land und vollendete seine Studien in München.

So erfuhr er nichts von den Dingen, die sich weiterhin in seinem Schulort abspielten und hier für Aufregung sorgten. Da war ein Mann verschwunden, der in der kleinen Sparkassenfiliale des Marktfleckens als Kassierer gearbeitet hatte. Durch sein Verschwinden aufgeschreckt, untersuchte man die Bücher und siehe! – es gab Posten, die ungedeckt erschienen und den Verdacht bestärkten, der Kassierer habe sich unrechtmäßig bereichert und dann mit dem Geld das Weite gesucht.

Die Sache schien sonnenklar, und andere Möglichkeiten wurden nicht mehr erwogen. Die Frau des Kassierers beschwor zwar, sie werde niemals an die Schuld ihres Mannes glauben, doch man verlachte sie nur und spottete hinter ihr her.

Mit Müh und Not, mit Putz- und Nährarbeit brachte sie sich

mit ihren Kindern durch. Als diese erwachsen waren, verließen sie den Ort; sie nahmen die Mutter mit, aber sie konnte sich an die neue Umgebung nicht mehr gewöhnen und kehrte so bald wie möglich in das triste Ausgedinge zurück. Dort lebte sie nun, halb erblindet und von der schweren Arbeit krumm geworden, unbeachtet als Ortsarme, immer noch im Schatten des alten Verdachts.

Seit dem Verschwinden des Sparkassenkassierers waren mehr als fünf Jahrzehnte vergangen, da pochte eines Tages ein Mann an die Ateliertür des Bildhauers. Als ihm geöffnet wurde, sagte er: „Verzeihen Sie, Herr. Ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht, mein Name ist so und so, aber er tut nichts zur Sache...“

„Ja – und was gibt's?“, fragte der Bildhauer.

„Ich möchte Ihnen etwas zeigen und Sie fragen, ob Sie das Ding da kennen.“ Dabei zog der Mann ein kleines Foto aus seiner Brieftasche und hielt es dem Bildhauer hin.

Der nahm es, trat ans Licht und sagte: „Oh, das ist doch ... Wie kommen Sie denn dazu?“

„Ich hab's mir doch gedacht, und die anderen haben es auch gedacht, dass Sie das waren, Herr, der das Ding da geschnitzt hat; kein anderer hätte das so gekonnt wie Sie.“

„Ist aber lange her“, sagte der Bildhauer. „Himmel, wie lange! Da war ich ja fast noch ein Kind.“

„Ein Kind grad auch nicht mehr“, widersprach der andere. „Sechzehn vielleicht – oder siebzehn...“

„Kommen Sie doch herein“, sagte der Bildhauer, „und setzen Sie sich. Ich glaube, Sie haben mir etwas zu erzählen.“

„Jaja, zu erzählen!“, nickte der Mann, „eine lange Geschichte.“ Der Bildhauer bot ihm einen Stuhl an und setzte sich auch. Zwischen ihnen stand eine Lampe. Der Bildhauer schaltete sie ein und hielt das Foto in den Lichtkreis. Er betrachtete es lange. Es zeigte eine sitzende Madonna aus Holz, halblebensgroß, mit dem Kind im Arm. Das Holz war rissig, schwärzlich verfärbt, wie von fließendem Wasser ausgewaschen. Von der Schulter der Figur verlief quer durch die Brust und den reichlichen Faltenwurf des Mantels ein fingerbreiter Spalt.

Trotzdem war die Form unverkennbar.



Da sagte der Gast: „So wie sie hier auf dem Bild ist, die Madonna, so ist sie nicht mehr. Wir haben sie richten lassen, jetzt ist sie wieder schön und in Farbe, sie soll ja endlich an ihren Platz, für den sie bestimmt war.“ Und er zog ein zweites Foto aus seiner Brieftasche und hielt es dem Bildhauer hin. Der warf nur einen kurzen Blick darauf und sagte: „Nun reden Sie endlich und lassen Sie mich hören!“

„Ich komme aus Hallstatt“, sagte der Mann, „ich könnte ja längst woanders leben, in Wien oder in Salzburg, aber ich bin ein Bergfex. Ich kann's halt nicht lassen: Wenn ich nicht alle Sonntag hinauf kann in die Höhe, da freut mich das Leben nimmer.“

Der Bildhauer nickte zerstreut. „Nun“, sagte er, „da sind Sie ja in Hallstatt mitten drin.“

„Ja, mitten drin, Sie sagen es. Und am liebsten ist mir, Sie werden das verstehen, der Dachstein. Ein herrlicher Berg. Vor allem, wenn man vom Gosausee aufsteigt ... Gibt es was Schöneres?“

Der Bildhauer schwieg. Er war kein Bergsteiger. „Und dann, das große Eis, das Karlsfeld ... Die Leute sagen: ein Schinder. Aber mir tut das wohl, mich mal so richtig durchzupumpen.“

„Aha“, sagte der Bildhauer und wedelte mit dem kleinen Foto, als wollte er sein Gegenüber mahnen, sich nicht ins Uferlose zu verlieren.

Der andere verstand: Er fuhr fort: „Ja, und da war ich vor drei Monaten unterwegs, um es genau zu sagen, am 9. Juni; ein heißer Tag nach vielen anderen warmen Tagen. Der Gletscher war nass. Ich habe eine andere Route genommen, nicht die gewöhnliche, die alle laufen. Und da seh' ich, seh' ich auf einmal vor mir einen schwarzen Fleck. Pfui Teufel, denke ich, wer hat da mitten in der heiligen Gotteseinsamkeit einen Mist auf den Firn gesetzt? Aber wie ich näher daran war, war es kein Mist. Es war eine kleine schwarze hölzerne Hand.“

„Ach!“, sagte der Bildhauer. „So was!“

„Ja, so was! Das dacht' ich auch – und wollte sie aufheben. Aber das ging nicht, sie steckte fest. Nun hab' ich angefangen, an dem Firn zu kratzen und zu scharren. Da kam ein Arm zum Vorschein – und immer mehr: die Mantelfalten und das Kind. Ich war schon müde vom Kratzen und Scharren und hab' eine Pause eingelegt.“

„Und weiter?“, fragte der Bildhauer, nun mit einem Ausdruck großer Spannung.

„Und wie ich wieder zu scharren anfangte, kommt mir plötzlich ein Leder in die Hand, ein lederner Riemen, wissen Sie, wie sie früher an Rucksäcken üblich waren, und da fährt's mir durch den Kopf: Da liegt nicht nur eine Figur im Gletscher, da liegt noch was anderes.“

Der Bildhauer hob den Kopf, jäh, als wäre ein Gedanke in ihm aufgezuckt, und seine Lippen formten ein Wort, ohne es laut werden zu lassen.

„Ein Mensch!“ Der Fremde sprach es aus. „Und da hab' ich gleich gewusst, den kann ich heute nicht mehr ausgraben, und bin gegangen, Hilfe zu holen.“

Am anderen Tag war schlechtes Wetter eingefallen, es hat in der Höhe sogar etwas geschneit. Aber zum Glück hab' ich die Stelle gut markiert. Zwei Leute von der Bergwacht waren mit mir und ein Gendarm aus Obertraun. Die haben Pickel und Schaufel mitgebracht und einen Tragsack, und so waren dann bald beide ausgegraben, die Madonna und der Mann, der an ihr hing, weil sie außen an seinen Rucksack geschnallt war.

Der Mann war ganz zusammengeschnurrt, schwarz und braun im Gesicht. – An seinen Schuhen merkten wir gleich, der musste schon lange im Gletscher gelegen sein, er hatte Genagelte an den Füßen, wie sie schon lange nicht mehr hergestellt werden, und auch die Knöpfe an seinem Wams waren von Anno dazumal.“

„Und?“, fragte der Bildhauer. „Hat man ihn erkannt?“

„Ja, man hat ihn erkannt“, erzählte der Gast weiter. „Er hatte noch einen Ehering am Finger, und wie man den abgezogen hat, war der eingravierte Namen noch gut abzulesen und auch das Datum der Eheschließung. Da war es dann leicht festzustellen, wer der Tote gewesen ist. Im Tal haben sie sofort auf den verschwundenen Kassierer geraten. Ältere Leute konnten sich ja noch erinnern – an ihn und daran, was man damals von ihm gehalten hat. Da ist eine große Aufregung entstanden unter den Hallstättern und auch bei den Direktoren der Sparkasse. Sie haben ihn gleich für einen Dieb gehalten, damals, bloß weil er nicht wiedergekommen ist, bloß weil man sich nicht erklären konnte, wo er geblieben war. Seiner Witwe und ihren Kindern hat man jede Unterstützung verweigert, dass sie in Armut leben mussten, jahrzehntelang. So hat man unrecht getan, ihm und den Seinen. Ein braver Mann ist er gewesen, das war jetzt erwiesen, und hätte man damals genauer nachgeforscht in den Büchern der Sparkasse, so hätte es sich gewiss herausgestellt, dass nichts fehlte oder dass sich ein anderer vergangen hat.“

Man hat den Toten in der Kirche aufgebahrt und ein feierli-



ches Requiem für ihn gelesen. Der Bezirkshauptmann ist gekommen und hat mit dem Bürgermeister zusammen die Frau in den Betstuhl geleitet – und nach der Messe wieder hinaus, und vor der Kirchentür haben ihr beide sogar die Hand geküsst.

Sie hat die ganze Zeit nur still vor sich hin geweint. Dann sind zwei Herren aus Wien erschienen und haben ihr einen großen Scheck überreicht, kurzum, man hat alles getan, was man tun konnte, um das alte Unrecht wieder gutzumachen. Freilich – die Jahre der Not und das lange Leid, das hat man ihr nicht abnehmen können.“

„Nein“, sagte der Bildhauer, „das hat man ihr gewiss nicht mehr abnehmen können.“

Die zwei Männer schwiegen eine Weile.

Dann sagte der Bildhauer: „Und was war’s denn mit der Madonna? Warum hat er sie über den Gletscher getragen?“

„Das war uns auch ein Rätsel“, antwortete der Gast mit jetzt lebhafter Stimme, „ein Rätsel, bis uns ein Zufall weitergeholfen hat. In einem uralten Buch des Hallstätter Alpenvereins haben wir nämlich eine Notiz gefunden darüber, dass man damals in den Zwanzigerjahren unter den Gipfelfelsen des Dachsteins eine Stelle errichten wollte, wo Messen gelesen werden könnten, auf einer Art Altar. Und da hatte man sicher vor, auch eine Figur aufzustellen, eine Maria. Aber woher sollte man sie nehmen? Da hat man wohl in der Schule angeklopft und bekommen, worum man bat: Ihre Madonna, Meister.“

Über das Gesicht des Bildhauers huschte ein Schatten. „Sie war aber schwer“, sagte er, „zu schwer, um hinaufgeschleppt zu werden: aus Eiche.“

„Ja, aus Eiche“, antwortete der Gast. „Deshalb ist der Mann ja wohl auch in eine Gletscherspalte gestürzt.“

Der Schatten in des Bildhauers Augen vertiefte sich. Er murmelte etwas. Es war nicht zu verstehen.

„Aber jetzt“, fuhr der andere mit plötzlich freudig aufstrahlender Miene fort, „jetzt soll sie wirklich hinauf, die Madonna, endlich. Der Platz ist schon hergerichtet, eine Nische unter den Gipfelfelsen, dort kann dann Gottesdienst gehalten werden, ein paar Mal im Sommer für die Bergsteiger, die oben sind, und auch für die, die der Berg genommen hat. Nächstens wird eingeweiht, und es wird ein großes Fest sein, ein ganz großes. Und ich bin gekommen, Sie zu fragen, Meister, ob wir Sie droben auch erwarten dürfen.“

Der Bildhauer senkte den Kopf. Er fühlte sich schon lange

nicht mehr gesund. „Nein“, sagte er, „ich glaube nicht. So hoch getraue ich mich nicht mehr hinauf.“

„Schade!“, sagte der Gast und stand auf, „sehr schade. Dasselbe hat uns die Witwe gesagt.“

„Sehen Sie!“, sagte der Bildhauer, „da geht es uns beiden gleich.“

„Leben Sie wohl“, sagte der Fremde.

„Kann ich das Foto behalten?“, fragte der Bildhauer.

„Ja, gerne!“, antwortete der andere. „Beide können Sie behalten.“

„Ich will nur das eine“, sagte der Bildhauer und steckte das kleinere Bild in seine Brusttasche, das mit der Maria, wie sie oben im Eis gefunden worden war, dunkel verfärbt und vom Schmelzwasser ausgewaschen, mit dem tiefen Riss quer durch die Brust.

Diese Kurzgeschichte Gertrud Fusseneggers stammt aus dem kaum verbreiteten Buch *Ein Spiel ums andere*. Erzählungen (Quell-Verlag, Stuttgart 1996). Sie ist auch eine Erinnerung an ihren verstorbenen Mann, den Bildhauer Alois Dorn.

Die überarbeitete Autobiografie Gertrud Fusseneggers (siehe auch die *Zaunkönig*-Würdigung *Mein Beruf ist die Sprache* in Heft 2/2007) ist 2007 unter dem Titel *So gut ich es konnte* im Langen Müller Verlag erschienen. Die Lektüre dieses Buches sei vor allem auch jüngeren Lesern, die sich die geistige Atmosphäre einer barbarischen Diktatur kaum vorstellen können, ans Herz gelegt.